

Herta Graf in ihrem Heim. Foto Döbbelin

Ein feste Burg ist unser Gott

Herta Graf

Wir entnehmen die nachfolgende Erzählung dem soeben in der Serie „Die neue Höhenweg-Bücherei" des Quell-Verlages Stuttgart erschienenen Bändchen „Fräulein Bertram feiert Weihnachten".

Über der Weichsel lastet ein faltiger, grauer Winterhimmel, der sich kaum von den grauen Wassermassen unterschied, die der Fluß unablässig dahinwälzte.
Elisabeth Bertram blieb einen Augenblick lang stehen, blickte über das Geländer der Brücke in die Tiefe auf den unruhvollen Wellengang. Da zog er also hin, der große Schicksalsstrom des deutschen Ostens, dachte sie und sah im Geiste einen anderen Strom, breiter und grauer vielleicht als dieser hier, aber ebenso vom Atem einer bewegten Geschichte umweht. Sie vergaß, wo sie stand, geriet ins Träumen.
Aber der kalte Dezemberwind riß Elisabeth in die Gegenwart zurück. Sie strich sich mit der Hand über die Augen, als müßte sie eine Luftspiegelung fortwischen. Jetzt hatte sie doch tatsächlich gemeint, auf der alten Eisernen Brücke zu stehen, die bei Riga über die Düna führte. Aber sie befand sich ja an der Weichsel und hatte es zu vergessen, daß sie noch vor einigen Jahren eine angestammte Heimat besessen hatte.
Sie setzte eilig ihren Weg fort. Wie hatte sie sich nur so versäumen können, schalt sie sich selbst. Sie mußte doch rechtzeitig zu Hause sein. Heute war Heiliger Abend, und bevor das Wunder im Stalle von Bethlehem Wirklichkeit in ihr werden konnte, mußte sie Hände und Gesicht von dem Kohlenruß des Bahnhofs gesäubert und ihr Herz von dem Elend freigemacht haben, das Lazarett- und Flüchtlingszüge täglich an sie herantrugen. Eine Abteilung Panzergrenadiere kam ihr entgegen. Die Feldgrauen sangen nicht mehr ihre sentimentalen Liedchen von dem kleinen Edelweiß und dem Blümelein auf der Heide, das Erika heißt, wie in den ersten Kriegsjahren. Ihre Schritte hielten müde und schwer den Takt; die Uniformen waren abgetragen, und die Gesichter unter dem Stahlhelm wirkten seltsam hart und grau, als wären sie aus Stein geformt. Die Soldaten waren vorübergezogen. Ihre Schritte verklangen. Elisabeth strebte der Stadt entgegen, die sich am anderen Ufer in Grau und düsterem Backsteinrot aufbaute genauso wie vor fünf Jahren, als Elisabeth Bertram sie an einem naßkalten Dezembertage zum ersten Mal erblickt hatte. Das war Thorn, die kleine Stadt mit der großen Vergangenheit, die älteste Gründung des Deutschen Ordens an der Weichsel; Thorn mit seiner festungsartigen, halbdunklen Jakobikirche, mit den erschütternden Spuren seiner Ordensburg und seinem berühmten Rathaus, dessen Turm wie ein herber Verwandter jener schlanken Belfriede wirkte, in denen sich einmal der Reichtum

flandrischer Städte und der stolze Sinn ihres Bürgertums kundgetan hatten. Die geschichtliche Atmosphäre war so stark, daß Elisabeth auf Schritt und Tritt sich in die Vergangenheit zurückversetzt fühlte. Irgendwie verschmolzen die kampfdurchwogten Jahrhunderte, die über die alte Ordensstadt an der Weichsel hinweggegangen waren, mit der notvollen, kriegserschütterten Gegenwart zu einer geheimnisvollen Einheit.

Die Stadt war durchquert; Elisabeth hatte ihre Wohnung erreicht. Bronja, die junge Hausgehilfin, empfing sie ob ihres späten Kommens mit vorwurfsvollen Blicken. Aber tüchtig, wie sie war, hatte sie alles Notwendige schon gerichtet. Trotz ihrer beschränkten Mittel hatte sie ein kleines Festmahl auf den Tisch gezaubert, den sie mit Tannenreisern zierlich geschmückt hatte. Statt des Christbaumes erinnerte ein weihnachtliches Transparent, hinter dem eine Kerze brannte, an die Bedeutung des heutigen Abends.

Aber vor das kleine, anmutige Kunstwerk drängten sich die grauen Elendsscharen der Flüchtlinge, die Verwundeten mit ihren blutgetränkten Verbänden und den bleichen Gesichtern, in denen Qual und Entbehrungen ihre Zeichen gekerbt hatten, schließlich die Transporte halbwüchsiger Knaben, die man an die Front schickte. Dagegen half nicht einmal der geliebte Rilke. Nur die Bibel, in der Elisabeth seit ihrer Konfirmation täglich zu lesen pflegte, konnte Trost bieten. Sie schlug das Buch Jesaja auf, um sich in die wortgewaltigen Weissagungen des Propheten über das Friedensreich des Messias zu vertiefen. „Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Parder bei den Böcken liegen“, las sie halblaut, und eine tiefe Sehnsucht nach diesem verheißenen Frieden bemächtigte sich ihrer. Ach, sie fühlte sich so zerschlagen und vernichtet von dem sinnlosen Blutvergießen und Morden, das immer wieder über die Erde ging.

Elisabeth legte die Bibel an ihren Platz zurück und machte sich für den Kirchgang fertig. Bronja half ihr in den Mantel, der schon ein wenig fadenscheinig zu werden begann. Ein paar Minuten später stand Elisabeth erneut auf der Straße. Der frühe Winterabend war bereits hereingebrochen. Dunkel lag die Stadt da, dunkel waren alle Häuser. Nicht der geringste Lichtschein sickerte durch eine Türritze oder drängte sich durch einen nachlässig geschlossenen Fensterladen. Nur hier und da glomm das tintenblaue Licht einer Laterne wie ein gespenstiges Auge durch die schwarze Kälte, die sich in den Straßen ausgebreitet hatte. Und die Glocken blieben stumm. Vielleicht hingen sie gar nicht mehr in den Türmen, sondern waren bereits längst in Waffen umgeschmolzen worden, sagte sich Elisabeth traurig. Nichts vermißte sie so stark wie das erzene Gedröhn aus der Höhe. Ohne die hallenden, tiefen Klänge erschien ihr die Erde tot. Sie waren die Pulsschläge der Städte und Dörfer gewesen, ein tönendes Zeugnis dessen, daß der Mensch sich seiner Verbindung mit dem Schöpfer noch bewußt war. Konnte es überhaupt Weihnachten werden, wenn die Glocken schwiegen? Die Toten feierten keine Weihnacht mehr; ihnen blieb nur, auf ein Ostern zu harren.

Der Kirchenraum war dicht gefüllt, als Elisabeth ihn betrat. Im Seitenschiff aber fand sie noch einen Platz. Neben dem Altar stand eine dürftige Tanne mit einigen spärlichen Kerzen, die Orgel wurde von unsicheren Händen gespielt, und der Pastor sprach mit einer dünnen, zittrigen Greisenstimme. Und doch wurde es ein echter, schöner, feierlicher Weihnachtsgottesdienst, der die verzagten Herzen aufrichtete, die Traurigen tröstete, den Verzweifelten einen Hoffnungsschimmer zeigte, allen aber einen zarten Abglanz jenes Friedens schenkte, von dem Jesaja prophezeit hatte. Draußen waren die Dunkelheit, der Mangel, die Ungewißheit, was die nächsten Stunden bringen würden; war die Angst vor dem Schicksal, das sich im Osten wie ein Berg auftürmte. Hier innen aber gedachte man der Geburt des Heilandes, der in die Welt gekommen war, um die Menschen mit Gott zu versöhnen. Und die sich hier in der Kirche versammelt hatten, waren bereit zu hoffen und wollten es gern glauben, daß der Friedensfürst auch stark genug sein würde, nicht nur die sündige Menschheit mit Gott, sondern auch die Völker miteinander zu versöhnen, daß sie es aufgaben, sich mit Panzern, Handgranaten und Bomben zu vernichten. So sangen sie denn frohgemut ihre alten Weihnachtslieder: „Stille Nacht, heilige Nacht“, „Es ist ein Reis entsprungen“ und „Vom Himmel hoch, da komm ich her“. Und ihre Herzen wurden ruhig dabei, voller Zuversicht und Vertrauen.

Als aber das letzte Lied verklungen war, die Orgel schwieg, da kam es ihnen erneut zum Bewußtsein, daß draußen die Finsternis sie erwartete, die Bombergeschwader, das Unheil, der Tod. Und sie verharrten in den Bänken wie eine Herde Schafe, die den Raubtierdunst und die Blutgier der Wölfe wittert. Mit allen Fasern hielt es sie fest an der Stätte des Friedens, an der sie vergessen hatten, wie bedroht ihr Leben war.

Der weißhaarige Pastor mußte wohl ahnen, was in ihren Seelen vor sich ging. Wenn das Kind in der Krippe sein Werk ausrichten sollte gegen eine Welt von Unrecht, Krieg und Wahnsinn, dann

bedurfte es eines mächtigen Schutzes, und an diesen Schutz erinnerte der alte Pastor seine Gemeinde, als er sie zum Schlusse noch einen Choral singen ließ, der sonst nicht in einem Weihnachtsgottesdienst zu erklingen pflegt. Und die Gemeinde sang ihn stehend, mit erhobenem Haupte und so laut, daß sie die Orgel überdröhnte, sang das alte Trutzlied, mit dem die Menschen hier im Osten immer schon einem drohenden Schicksal entgegengetreten waren, Luthers glaubensstarkes Lied, das Tod und Teufel verachtet: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen. Er hilft uns frei aus aller Not, die uns jetzt hat betroffen ...".

Damals, als Elisabeth Bertram auf dem Deck eines Schiffes gestanden, um nach den schwarzgrünen Türmen Rigas zurückzublicken, bis sie in den Novembernebeln verschwunden waren, hatte sie noch nicht geahnt, wohin das Schicksal sie führen würde. Es war dann Thorn gekommen, das aber nur die erste Etappe auf dem langen Wege des Umhergeworfenseins bildete. Nachdem der Krieg begonnen hatte, seinem schrecklichen Ende entgegenzutoben, hatte das Schickal sie und ihre Landsleute wie eine Handvoll Spreu nach dem Westen geweht. In einem Barackenlager in Thüringen hatte sie die erste Unterkunft gefunden; danach hatte sie ein Zimmer in einer mittelalterlichen Burg mit zwei Flüchtlingsfamilien geteilt, dann bei Bauern in einem abgelegenen Riesdorfe gelebt, bis sie schließlich durch die Vermittlung eines Neffen die kleine Wohnung in dem neuerbauten Hause Herrn Kendas erhalten hatte.

Nun lebte sie seit drei Jahren in Gmünd. Wenn sie auf den Balkon hinaustrat, konnte sie den grünen Kegel des Hohenstaufen sehen, auf dem einmal Barbarossas Stammburg gestanden hatte. Wer ihr solches in Riga vorausgesagt, als sie ihre Schülerinnen in deutscher Geschichte unterrichtet hatte, den hätte sie einen Phantasten geheißen. Jetzt fühlte sie sich nicht mehr so sicher in ihren Urteilen und Ansichten. Ob dieses Zimmer hier die letzte Station auf ihrem Lebenswege sein würde, das stand allein bei Gott. Wenn es sein Wille war, fand sie ihr Grab nicht auf dem Dreifaltigkeitsfriedhof unten in Gmünd, sondern unter den Eukalyptusbäumen des fernen Australien oder wo es Ihm sonst gefiel.

Doch die fernen Kontinente lockten Elisabeth Bertram nicht mehr. Sprachschwierigkeiten hätte sie nicht zu fürchten brauchen. Schon in jungen Jahren hatte sie das Englische erlernt. Was sie im Lande hielt, war das Bewußtsein, daß sich nur hier, angesichts der Kaiserberge, der Ring ihres Lebens sinnvoll schließen konnte. Es war wohl kein Zufall — obwohl alles diesen Anschein gehabt hatte —, daß sie über Westpreußen, Thüringen und Bayern in das Remstal gekommen war, von wo ihr Urgroßvater seine Wanderung in den Osten begonnen hatte. In den Kindern ihrer Brüder waren das Fernweh und der Unternehmungsgeist des schwäbischen Ahnen noch stark genug gewesen, sie in unbekannte Erdteile zu entführen, wo sie Stammeltern neuer Geschlechter werden würden. Sie aber, Elisabeth Bertram, war eine Letzte, ein Ast, der keine Schoße getrieben hatte. So wollte sie hier und nirgends sonst den Rest ihrer Tage verbringen, wenn es nach ihrem eigenen Willen gehen und es Gott so gefallen sollte.

Elisabeth Bertram erhob sich aus ihrem Stuhl, ging an das Fenster und öffnete es. Frische Winterluft strömte in das Zimmer. Unten lag die Stadt Gmünd im Scheine unzähliger Lichter. Der Himmel hinter dem Münster glänzte davon in einem sanften, ockerfarbenen Ton wie Seide. Glühbirnen zeichneten die Konturen der Giebel auf dem Marktplatze nach. Die Straßenlampen, die an unsichtbaren Drähten schwangen, glichen fernen, bläulichen Monden. Alles Licht aber sammelte sich in einem irrealen Glanz um das Heilig-Kreuz-Münster, das mit seinem gewaltigen Baukörper auch die höchsten Häuser der Stadt überragte. Das Dach mit dem zierlichen Dachreiter darüber schimmerte wie ein sehr dunkler Kobalt. So hell war das Licht, daß Fräulein Bertram deutlich die Fialen und Kreuzblumen, das Maßwerk der Fenster und die chimärenhaften Fratzen der Wasserspeier wahrzunehmen meinte.

Nun schwebte Glockenklang den Hügel herauf. Unten in Gmünd läutete man zur Christmette. Klar und sehr rein trug der Wind die Schallwogen durch die Nacht.

Fräulein Bertram faltete die Hände. Auf wie verschiedene Weisen war im Laufe ihres langen Lebens die Weihnachtsbotschaft zu ihr gedrungen! Diesmal geschah es durch den ehernen Mund der Glocken. „Denn Euch ist heute der Heiland geboren", riefen sie unablässig herauf, und Fräulein Bertram schien es, als füllte sich der Himmel über dem Münster mit den himmlischen Heerscharen, die Spruchbänder flattern ließen wie die gemalten Engel auf den Bildern altdeutscher Meister, und darauf stand in leuchtenden Lettern: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."



Der Engel verkündet den Hirten a...